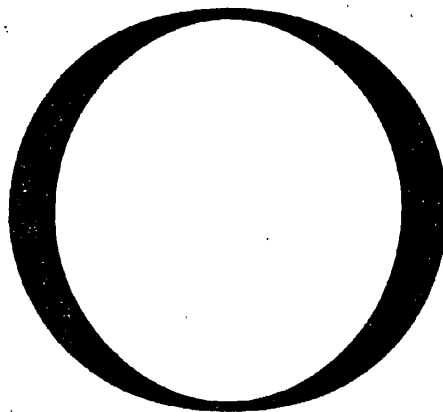




Wir kommentieren

die Bischofssynode in Rom: Auseinandersetzung in der Behandlung der Priesterfrage – Von der Lehre oder vom Leben her? – Ein Kompromiß, der die Gegensätze nicht behebt – Doch schon im 4. Jahrhundert wußte man: das Glaubensleben ist eine Quelle der Glaubenslehre – Eine praktische Frage drängt sich vor – Zölibat und nochmals Zölibat – Viele Für und Wider – Ein Zeichen, unverstanden, entwertet und verdächtig – Es wird mit verschiedenen Maßstäben gemessen – Wahrscheinlich ein geringer Ertrag – Tragen wir einer des andern Last.

die Bekämpfung der Rauschgiftgefahr: Sprunghafter Anstieg des Drogenmißbrauchs – Zahlen und Tatsachen – «Hascher» und «Fixer», «Schnüffelfstoffe» und «Jungrentner» – Ehemalige helfen «ausgeflippten» Süchtigen – Die begrenzte Aufgabe der Polizei – Was können Eltern tun? – Der Preis für die Flucht aus der Wirklichkeit.

Schule

Fortschritt — Götze?: Schockierende Behauptungen – Schule, keine universale Notwendigkeit – Der Gebildete, ein Kenntnis-Kapitalist – Erziehung, die neue Weltreligion – Doch nichts gegen die Lehrer – Das Grundanliegen hinter dem rhetorischen Feuerwerk – Die Schule, Aneignung von Informationen über die Wirklichkeit, statt Begegnung mit der Wirklichkeit – Folgen: Störung des lebendigen Lernprozesses und Vergötzung des Fortschrittes – Das globale Schulhaus – Die Frage an die Kirche – Reich Gottes als Mysterium oder Himmelreich auf Erden durch den Mythos der Universalisierung? – Mut zur Beschränkung!

Literatur

Alexander Solschenizyn: Glauben ohne Propaganda – Hinführung zum Religiösen – Dem Leser die Freiheit der Entscheidung lassen – Der erniedrigte Mensch als zentrales Thema –

Nicht jeder ist zum Märtyrer geboren – Wie offenbart sich die unsterbliche Wahrheit? – Sein und Schein – Der Tod als Stunde der Wahrheit – Betrachtungen von jenseits des Grabes – Wiedergeburt – Beginn des neuen Lebens – Auferstehung von den Toten – Für all dies muß man ein reines Gewissen haben – Menschliches Glück und seine Voraussetzung – Das Bild der Ewigkeit ungetrübt in sich bewahren.

Gerechtigkeit in der Welt

Selbstkritik der mexikanischen Kirche: Eine progressive Äußerung der lokalen Hierarchie – Kirche klagt sich als Komplize an – Fünf Wunden im politisch-sozialen Leben Mexikos.

Selbstkritik eines Nordamerikaners: Die Ausbeutungspolitik der Großunternehmen – Die verhängnisvolle Rolle der Regierung – Die Geheimpolizei an den Taten ihrer Väter gemessen.

Brief aus Rom

Der erste Teil der Synode ist – da ich das schreibe – vorbei: die Priesterfrage. Er ist nicht nach Erwartung verlaufen. Das gilt für die Erwartung aller Beteiligten. Der Papst hatte wohl eine viel eindeutigeren Stellungnahme für die Beibehaltung des Zölibats und eine klare, attraktive Herausarbeitung des Sinnes des Priesteramtes erwartet. Die römischen Dikasterien hofften eine «Lehre» über das Priestertum, die dann – auf die konkreten Fragen der Gegenwart angewendet – ergeben sollte, daß alles in bester Ordnung ist und nichts geändert werden muß.

Sie siegte in der ersten Runde, insofern zunächst zehn volle Tage über diese Lehre disputiert wurde (zuerst bei der Aussprache im Plenum, dann in den Sprachgruppen). Die Anträge «zur Geschäftsordnung» von den Franzosen (Kardinal Marty und Bischof Schmitt) wurden einfach ignoriert.

Ist Johannes reif für die Seligsprechung?

Deduktives und induktives Denken standen gegeneinander. So war es schon im Konzil gewesen. Dort siegte – zumal gegen Ende – das induktive Denken – und das war des Papstes Johannes liebstes Kind. War Johannes jetzt eigentlich tot? Wenn man Pauls VI. Octogesima adveniens liest, gewiß nicht! Dieser Brief an Kardinal Roy hält sich genau an die johanneische Linie.

Hier aber in der Priesterfrage schien es umgekehrt. Man möchte fast von einer gewissen Schizophrenie reden.

Nun denn, ganz so schlimm war es dann doch nicht. Man landete bei einer Art Kompromiß, indem man erstens nur ein paar praxisbezogene Sätze der festzuhaltenden Offenbarung zu formulieren sich mühte und zweitens die endgültige Fassung des Lehrteils auf das Ende der Aussprache über die «praktischen» Fragen verschob ...

Basisgruppen, ein theologischer Ort

Ich frage mich aber, ob damit der Gegensatz behoben ist? Vielleicht ist hier im Ansatz die ganze Behandlung der Frage schon verdorben. Auf der Theologenkonferenz in Brüssel, gleich nach dem Trierer Deutschen Katholikentag, war hervorgehoben worden, daß das Leben der kleinen, um die Formulierung ihres Glaubens ringenden Gruppen geradezu ein theologischer Ort sei im klassischen Sinn dieses Wortes. Das heißt doch, daß die schon immer bekannten Sätze der Offenbarung eine Vertiefung ihres Sinnes und damit auch ihrer Formulierung durch die christlich gelebte Wirklichkeit erfahren können, wenn nicht sogar müssen. Darin zeigt sich der immer lebendige Geist, und es wäre gerade die Aufgabe der Bischöfe, hier unterscheidend, aufnehmend und ablehnend zu wirken, nicht aber bloß repetierend unveränderlich immer die gleichen Formulierungen zu gebrauchen. Nur so kann die einmal für immer gegebene Offenbarung die gleiche bleiben und doch sich immer

weiter entfalten. Das wußte schon der alte Vinzenz von Lerin im vierten Jahrhundert.

Ein verräterisches Vorwort

Das im deutschen Kleinzirkel von Kardinal *Bengsch* erarbeitete Vorwort zu den Lehrsätzen mag als typisches Beispiel gelten. Es lautet: «Die Bischöfe erklären, daß sie an der katholischen Lehre über das Priestertum, die aus der Hl. Schrift und der Tradition hervorgeht und vornehmlich im Konzil von Trient und im Zweiten Vatikanum dargelegt wird, festhalten.

Die Bischöfe sind überzeugt, daß ohne diese Glaubensgrundlage weder die anstehenden theologischen noch die praktischen Fragen gelöst werden können und den Erwartungen des gläubigen Volkes Gottes nicht entsprochen werden kann.

Entsprechend der heutigen Zeit und entsprechend dieser Glaubensgrundlage sind neue Entwicklungen und neue Ämter zu prüfen. Zur Tradition der Kirche gehört nicht nur die Lehre über das Priestertum, sondern auch der Priesterdienst, wie er seit Jahrhunderten konkret ausgeübt wurde.»

Diese Erklärung scheint sehr klar. Sie ist es aber keineswegs, sobald man bedenkt, daß die Fragestellung, auf die das Konzil geantwortet hat, eine andere war als die heutige, so daß die gegenwärtige in Trient gar keine Antwort finden kann, und daß im Vatikanum II zwei Tendenzen miteinander ringen, die nicht zum Ausgleich gebracht werden, wie der Dominikanergeneral auf dieser Synode richtig bemerkte. Tridentinum und Vatikanum II helfen also bestenfalls als negative Abgrenzung, können aber kaum als positiver Impuls für die fragenden Priester und ihre Nöte dienen. Und doch ist gerade dies hier und jetzt gefordert.

Die Stunde der Freiheit

Inzwischen hat bekanntlich im sogenannten «praktischen Teil» die Frage nach dem Zölibat der Priester fast jede andere verschlungen oder an den Rand gedrängt. Das war sicher nicht die ursprüngliche Absicht gewesen. Im Gegenteil: Fast etwas am Rand sollte eigentlich nur gefragt werden, ob in gewissen Fällen und unter bestimmten Voraussetzungen nicht auch verheiratete erprobte Männer zur Priesterweihe zugelassen werden könnten.

Die Aussprache ging – Sie wissen es – weit darüber hinaus. Der Papst saß dabei. Er protestierte nicht. Er hatte der Synode volle Freiheit der Aussprache zugesichert, und er hielt sich daran. Kardinal *Samoré* (Präpekt der Sakramentenkongregation und Präsident der Päpstlichen Kommission für Lateinamerika) protestierte zwar gegen diese Überbordung, aber ohne Erfolg, wie alle andern Ordnungsrufe, denn auch die drei Präsidenten fungierten als reine Dekoration: Blumentöpfe. (Es ist aber unsinnig, hinter Samorés Intervention den Papst zu sehen, wie manche stur behaupten.)

Billige Antworten

Woher diese Explosion? Die Antwort scheint einfach zu sein. Zu lange war dieses Thema offiziell tabu. Heute kommt es nach Kardinal *Suenens* «fünf Jahre zu spät». Aber die Antwort ist doch wohl etwas zu billig, denn die Darlegungen der Bischöfe sowohl in den vor der Synode eingesandten Stellungnahmen wie in den Aussprachen während der Synode zeigen klar, daß hier eine viele Priester wirklich quälende Frage vorliegt, die sehr tief reicht. Diese Tatsache mit fünf Jahren «Stop» zu erklären, scheint unerlaubte Verschmierung zu sein. Die Frage ist auch nicht, ob der Mangel an Seelsorgern nicht verlange, das Junktim von Zölibat und Priestertum in Seelsorge-notfällen ausnahmsweise, wie wieder *Suenens* meint, zu lockern, um das Wichtigere, die Messe, auf welche die Gemein-

den ein Recht haben (was wieder einige bezweifeln), zu retten. Das mag gewiß auch ein Grund sein, aber es macht nur einen Punkt der Priesterkrise aus. Viele Bischöfe haben in diesem Sinn geredet, um dann zu sagen: «Non nobis, domine, non nobis» (nicht unsertwegen, Herr), denn wir brauchen das nicht, aber vielleicht die Lateinamerikaner. Worauf diese erwidern: das ist gar nicht unser erstes Problem.

Die Frage ist auch nicht, ob es sinnvoll sei, ein Gesetz aufrechtzuerhalten, das doch nicht befolgt wird, wodurch dann ein Skandal entsteht. Gewiß, es gibt in Afrika weite Strecken, in denen viele Priester und sogar Bischöfe den Zölibat nicht halten, denn das sind sehr junge Kirchen, und eheloses Leben ist für die Bevölkerung eine fremde Sache. Soll man also, wie Kardinal *Slipj*, Großerbischof der Ukrainer, meint, dem Skandal zuvorkommen, indem man das Gesetz aufhebt? Auch das ist vielleicht der Erwägung wert, doch es macht nicht die Priesterkrise aus, und in Afrika selbst ist das gar kein «Skandal».

Die Priesterkrise hinsichtlich des Zölibats – auch das wurde klar – ist keine allgemeine. In Indien besteht sie nicht, weil dort auch in andern Religionen um höherer Güter wegen das ehelose Leben in Ehren steht.

Ein Zeichen, das keines ist?

Eine eigentliche Krise besteht vielmehr vorwiegend in den sogenannten entwickelten Ländern. Hier vor allem ist der Zölibat in sich für viele ein Problem. Ich meine, der Zölibat (nicht an sich) in dieser unserer Zeit als ein «Zeichen». Lesen Sie die Gründe, die hier offen zutage treten:

Erstens: Es kann Zeichen geben, die verstanden werden, und solche, die nicht verstanden werden. Wenn ein Zeichen zum Beispiel vom Volk Gottes und der Welt nicht verstanden werden kann, hört es auf, ein wirkliches Zeichen zu sein. Das wird vielfach übersehen. Nun ist das ehelose Leben um des Reiches Gottes willen an sich, das heißt auch abgesehen vom Priesterzölibat, als evangelisches Zeichen der heutigen Welt kaum verständlich. Es wäre also hier anzusetzen und wenigstens im Volk Gottes erneut das Bewußtsein zu wecken, daß da ein Wert vorhanden ist, der nicht Verarmung, Unerfülltheit der Person, nicht Frustrierung und Minderwertigkeit, nicht Verachtung der Ehe und Vergewaltigung der Natur bedeutet. Dabei müßte freilich deutlich gesagt werden, daß manche Begründungen des Wertes des zölibatären Lebens, die lange Zeit üblich waren, Abwege bedeuteten und tatsächlich zu Mißformen führten. Ein paar leichte Worte: «Natürlich ist das Charisma des zölibatären Lebens ein hoher Wert für den, dem diese Gabe gegeben ist», genügen hier gewiß nicht. Es würde ebenso farblos wirken wie das oft gebrauchte Reden vom «eschatologischen Vorbehalt» beim Wirken der Christen in der Welt. Es verhält meist völlig wirkungslos und verpflichtet praktisch zu nichts. Daß aber aus einer christlichen Gemeinde, die keinen Bezug mehr besitzt zum Zölibat überhaupt (als zu einem für die Gemeinde – nicht für den Einzelnen – notwendigen Zeichen des schon heute gegenwärtigen Herrn), auch keine Priester erwachsen können, die den Priesterzölibat hochschätzen, ist klar.

Der Mußzölibat, eine Entwertung des Zeichens

Zweitens: Schon gar verflüchtigt sich das «Zeichen», wenn die Welt oder die Gläubigen den Priesterzölibat als ein «muß» und nicht als freien Entschluß betrachten. Kardinal *Hoeffner* wird nicht müde zu betonen, daß er und die ganze Hierarchie niemand zwingen, zölibatär zu leben. Sie weihen aber nur jene, die sich frei zum Zölibat entschieden haben. Gewiß, rein logisch ist das untadelhaft, psychologisch aber keineswegs! Nicht nur nimmt jener, der Priester werden will, etwa aus echter Berufung den Zölibat oft nur als einzig mögliche Tür zum Ziel

auf sich, eine Tür, durch die er nie wieder heraus kann und die für ihn oft gar keinen Wert hat als eben bloß Tür zu sein, eine Tür, durch die er gehen muß, obwohl «an sich» auch ein anderer Weg zum Priestertum möglich wäre. So redet er eben doch von «Zwangszölibat». Durch diese hohle Gasse «muß» er gehen, es führt kein anderer Weg zum Priestersein.

Aber auch das christliche Volk und schon gar die Welt, für die das Zeichen doch in erster Linie da ist, fassen das nicht. Anders als Hoeffner sagt der Jesuit *Samuel Carter*, Erzbischof von Kingston in Jamaica: «Die Unterscheidung (Hoeffners) ist für die profane Welt zu subtil, auch sie nennt das einen erzwungenen Zölibat, und damit wird das Zeichen eben zu einem Nichtzeichen, womit es seinen Wert verliert.»

Warum nicht sich ergänzende Zeichen?

Dazu kommt die Tatsache, daß es in der Ostkirche eben verheiratete Priester gibt, und es lassen sich Situationen genug anführen, in denen die Familie des Priesters ihm in Zeiten der Verfolgung Kraft gab, durchzuhalten. Man sagt: Wenn wir nur ein wenig die Tür öffnen, ist das zwangsläufig der erste Schritt dahin, daß sie ganz aufgeht. Die Geschichte des Diakonats seit dem Zweiten Vatikanum beweist es! Oder man sagt: Was wir in einer Gegend aus besonderen Gründen zugestehen, wird bei der heutigen Einheit der Welt zwangsläufig auf alle Gegenden übergreifen. Auch das ist richtig. Aber die eine Ausnahme besteht ja schon, eben bei den Ostkirchen. Sie wirkt sich «zwangsläufig» aus angesichts der Einheit der Welt!

Warum also sperren wir uns gegen eine zwangsläufige Entwicklung? Wollen wir die Priesteramtskandidaten, die heiraten wollen, zwingen, dem Ostritus beizutreten? Muß man nicht vielmehr sagen: Die Ostkirchen lehren uns, daß auch die Weihe Verheirateter ein Zeichen sein kann, denn schließlich ist doch die Ehe ein großes Geheimnis, ein Zeichen für die Verbindung Christi mit der Kirche. Nicht nur wegen der Priesternot, sondern auch und vornehmlich sogar aus diesen inneren Gründen sollte auch Verheirateten gestattet sein, Priester zu werden.

Sowohl der eben genannte Erzbischof Carter wie der amerikanische Kardinal *Krol* berichten, daß ihre Priester den Zölibat nicht nur hochschätzen, sondern als eine Hilfe für ihren Priesterdienst erfahren. Trotzdem sind sie fast einstimmig dafür, daß auch Verheiratete geweiht werden, und empfinden es als Eingriff in die persönliche Freiheit, wenn nur Zölibatäre geweiht werden. Carters Bischofskonferenz zieht daraus in aller Unbefangenheit den Schluß, man solle Verheiratete weihen neben und mit den Zölibatären, Krol den entgegengesetzten, man solle die Priesteramtskandidaten eben so erziehen, daß sie alle frei den Zölibat wählen.

Das verdächtige Zeichen

Noch eines kommt dazu: Gewiß besteht von der Sache her eine Konvergenz von zölibatärem Leben und Priestertum. Denn der Priester soll sich ganz dem Dienst Gottes hingeben in der Nachfolge Christi und teilhaben an der Liebe Gottes zum Menschen, die einen stärkeren Ausdruck als im Kreuzestod Christi nicht finden konnte. Solche Hingabe wird im nichtverkrampften zölibatären Leben um des Reiches Gottes willen ganz gewiß sichtbar, aber doch nicht, wenn man diesen Punkt isoliert oder, positiv gesagt, nur dann, wenn dieses Leben auch in anderen (sogar wichtigeren) Belangen sich als Hingabe und Nachfolge bewährt, wie etwa evangelische Armut, Einsetzen für die Gerechtigkeit, Selbsthingabe für den Nächsten. Tatsächlich aber weiß man, wie oft Priester ein sattes und bequemes Leben führen, nach Ehren streben, Macht ausnützen, Geld hamstern. Diese Dinge lobt die Autorität sicher nicht,

aber sie läßt sie zu. Sie sind keineswegs eine Barriere, die den Verlust des Priesteramtes nach sich ziehen. Nur wenn einer eine Familie gründen will, kann er sein Priesteramt nicht mehr ausüben. Da stimmt doch etwas nicht!

Ein schrecklicher Verdacht entsteht. Ist nicht die Zölibatsverpflichtung eine geschichtlich gewordene Tatsache, bei der echte, letztlich biblische Begründungen sich mit andern, praktischen und keineswegs evangelischen Motiven derart verbunden und verschweißt haben, daß der Zölibat eine verhältnismäßige Überbewertung erfuhr, die zu einem System paßte, das als System mit dem christlichen Auftrag keineswegs identisch ist? Daß so etwas möglich ist, gibt jeder zu. Es wird aber wahrscheinlich, wenn der Pflichtzölibat mit Gründen verteidigt wird, die ganz deutlich Angst (um die Macht?) verraten; wenn unsinnige Verdächtigungen vorgebracht werden, zum Beispiel wenn für die Krise bald die Massenmedien, bald die «vagierenden» Theologen, bald sogar die «Ordensleute» verantwortlich gemacht werden, nur weil sie unabhängiger vom Apparat, wie die Synode zeigt, freimütiger und weitsichtiger sich äußern, oder wenn gar gesagt wird, hinter der ganzen Krise stecke «System». Das klingt fast wie der Ruf des Diebes: «Haltet den Dieb!»

Dieses ganze System zerfällt heute. Es ist überholt. Mehr und mehr muß es der verantwortlichen Entscheidung des Einzelnen weichen, was zunächst viele Schwierigkeiten aller Art mit sich bringt. Das ist selbstverständlich. Manches, was fest und unverrückbar schien, ist es nicht mehr. Mancher sieht das nur sehr langsam ein, zumal wenn das Vergehende für die Regierenden so viel praktischer war und unzweifelhaft christliche Werte auf dem Spiel zu stehen scheinen, weil man noch nicht sieht, daß sie einst unerläßlicher Stützen nicht mehr bedürfen und von ihnen abtrennbar sind.

Ich habe nun nach allen Seiten nur wiedergegeben, was auf der Synode alles gesagt wurde. Gewiß nur zum Zölibat. Vieles andere wurde auch gesagt. Man könnte darüber einen eigenen Beitrag schreiben. Zeitungen haben geschrieben, die Bischöfe oder ein Teil der Bischöfe fühlten sich jetzt frustriert, weil viele wichtigere Priesterfragen gar nicht recht zur Sprache gekommen seien. Eben diese Bischöfe, die die Presse im Auge hatte, haben das ausdrücklich dementiert. Sie sind sehr froh, daß diese ganze Frage offen und mit allen Schattierungen der Meinungen zutage getreten ist.

Vielleicht ist der praktische, greifbare Ertrag von Empfehlungen an den Papst und von Verordnungen, die er erläßt, gering. Es sieht aus, als habe er all das Gesagte, obwohl er doch dabeisaß, gar nicht recht zur Kenntnis genommen. Aber täuschen wir uns nicht. Ein Freund des Papstes sagte mir: Haltet den Papst doch nicht für dumm. Er weiß genau, daß mit dieser Aussprache der Rubikon überschritten ist. Freilich ist er nicht der Mann jäher Umbrüche. Man könnte sagen, in seinen Plänen ist er ein Gregor VII., von dem die gregorianische Reform der Kirche ausging, doch hat er nicht die Kraft eines Gregor. Ein Protestant hat ihn einen «evolutionären Revolutionär» genannt. Er wird die Türe ein klein wenig öffnen, wohl wissend, was das auf die Länge gesehen bedeutet. Er wird das tun in der Absicht, ein neues Priesterbild zu schaffen, ein Bild, in dem nichts verloren geht von seinem evangelischen Inhalt, im Gegenteil, dieses eher wieder deutlicher hervortritt. Das braucht seine Zeit. Zu schnelles Vorgehen führt zur Spaltung. Sein Amt ist es, die Einheit zu wahren. Freilich, auch zu langsames und zu vorsichtiges Vorgehen kann Spaltung zur Folge haben. Tragen wir einer des andern Last. Der Papst hat es schwer, aber auch die Priester, die vielleicht ihrer Zeit voraus sind, haben es schwer und auch jene, die in all dem, was heute geschieht, nur Verfall sehen. Des andern Last sollen wir tragen, nicht nur die eigene. Das wäre die Einheit.

M. von Galli

Nicht Strafe, sondern Erziehung

Zur Bekämpfung der Rauschgiftgefahr

In den letzten Jahren sind auch in der Bundesrepublik die Rauschgifte mit rapider Verbreitungsgeschwindigkeit überall aufgetaucht. Sie sind für zahlreiche Jugendliche ein «Reisemittel in bessere, farbigere Welten» geworden. Haschisch und Marihuana sind den Jugendlichen bereits in den entlegensten Winkeln weit mehr bekannt, als ihre ahnungslosen Eltern vermuten. Selbst die Bundeswehr befaßt sich besorgt mit der Frage, wie hoch bei den nächsten Jahrgängen der Anteil der Rauschgiftkonsumenten sein wird und welche Konsequenzen zu ziehen sind.

Die heutige Situation

Nach einer Umfrage bei den 63 Jugendämtern im Rheinland ist für dieses Jahr eine Zunahme des Drogenmißbrauchs durch Jugendliche um 100% gegenüber 1970 zu erwarten. Der Kreis der «Hascher» und «Fixer» wird schon deshalb immer größer, weil auch 12- und 13jährige Schüler – geleitet von pubertärer Neugier, Gruppenzwang, Mode usw. – keine seltenen Ausnahmen unter den Rauschmittelkonsumenten sind. Dr. Hasse, Oberarzt an der Universitäts-Nervenklinik Bonn, berichtete vor kurzem, daß 10% aller 14- bis 20jährigen in der Bundesrepublik mehrmals in der Woche Drogen zu sich nehmen.

Die Zahl der «Jungrentner» unter dreißig Jahren (das sind vor allem Realschüler, Gymnasiasten, Jungarbeiter, Lehrlinge und Studenten), die sich durch nachhaltigen Drogenmißbrauch körperlich und seelisch völlig zerstört haben und sich deshalb nicht mehr selbst versorgen können, schätzt man in der Bundesrepublik auf 60 000. Sie wird in den nächsten Jahren in erschreckender, sprunghafter Geschwindigkeit ansteigen, weil der Konsum von Haschisch, stimulierenden Medikamenten, LSD, Opium und «Schnüffelfstoffen» (Klebstoffe, Fleckwasser usw.) immer noch nicht seinen Höhepunkt erreicht hat. Die UNO-Abteilung für Rauschgiftuntersuchungen gab bekannt, daß nach ihrer Schätzung 80% der festgestellten Süchtigen noch keine 25 Jahre alt sind.

Die Kriminalstatistik für das Jahr 1970 und die bereits vorliegenden Zahlen für das laufende Jahr ergeben eine erschreckende Zunahme der Gewalttaten, die unter Drogeneinfluß verübt wurden und werden. Allein 1970 hat die Zahl der Rauschgiftdelikte um 11 343 auf 16 104 Fälle (das sind 238,2%) zugenommen. Gegenüber dem Vorjahr ist 1970 der Anteil der Minderjährigen an diesen Straftaten auf 67,3% angestiegen. Deutschlands jüngster Rauschgiftsüchtiger wurde dieser Tage gemeldet: er liegt in einer Marburger Klinik und ist ganze acht Jahre alt!

Diese aufsehenerregenden Zahlen und Tatsachen machen deutlich, daß die Bekämpfung der Rauschgiftgefahr noch nie so dringlich war wie gerade in der heutigen Situation, wo der Griff zum Haschisch, zum LSD und zum Heroin alltäglich geworden ist. Was können und müssen wir tun angesichts dieser niederdrückenden Bilanz?

Wir dürfen uns nicht im Glauben auf das Heilende in der Welt darauf verlassen, daß – wie so oft in der Geschichte – auch diesmal wieder eine neue Epoche der heilen Welt von selbst anbricht. Es hat heute keinen Zweck mehr, zu glauben, daß eines Tages die «Hasch-, LSD- und Heroin-Mode» sowieso wieder abklingen werde. Für Tausende junger Menschen mit physischen und psychischen Schäden ist es dann zu spät. Der süße Trip in die Traumwelt ist zu einem tödlichen Sturz in den Abgrund geworden. Uns bleibt folglich nur eines: Die Denkenden, Klarsichtigen, Mutigen und Mächtigen aus allen Lagern müssen zusammenstehen.

Private Hilfsbemühungen

Um «ausgefippten» Süchtigen und Gefährdeten eine Hilfe zu geben, gründete *Joachim Wolf* (22), ein ehemaliger Drogenhändler und -konsument, in München die Antirauschmittelgruppe «Prop». Nach Art einer Kommune nimmt er die noch abhängigen Konsumenten auf und verschafft ihnen eine Arbeit (z. B. Reklamezettel drucken und verteilen), die sie nach ihrem jeweiligen Zustand täglich stundenweise durchführen können. Weniger schlimme Fälle vermittelt er an die Industrie, «aber nur, wenn die Chefs versprechen, sich besonders um sie zu kümmern». Außerdem werden die Besucher über die Wirkungen und Gefahren der Drogen sachkundig aufgeklärt.

Auch der von zwölf ehemaligen Rauschgiftsüchtigen neugegründete «Verein zur Bekämpfung der Rauschgiftgefahr» in Hamburg versucht, Kontakte zu gefährdeten Jugendlichen herzustellen und ihnen echte Alternativen zum Rauschgiftgenuß anzubieten. Der Verein erwarb ein 920 m² großes Gebäude in der Hamburger Karolinenstraße, in dem Arbeitsstätten, Unterkunft und eine Beratungsstelle für Süchtige eingerichtet wurden. Alle diese sicher sehr lobenswerten Hilfsbemühungen, die zur Zeit immer größeren Umfang annehmen, sind jedoch nur ein Tropfen auf den heißen Stein.

Aufgaben des Staates

Vom 3. bis 10. Oktober führten die Bundesregierung, die Länder und die Kriminalpolizei im gesamten Bundesgebiet eine Aufklärungsaktion durch, mit dem Ziel, die Bevölkerung (besonders die Jugendlichen) eindringlich auf die Gefahren des Rauschmittelgenusses hinzuweisen. Bundesinnenminister *Genscher* nannte darüberhinaus vor der Presse als vordringlichste Aufgabe des Staates, daß den Händlern und Kleinverteilern endlich ihr schmutziges Geschäft unterbunden werde. Ferner sollten, soweit noch nicht geschehen, in allen Großstädten sowie in den Flächenschaften bei größeren Kriminalämtern besondere Rauschmittel-Dienststellen eingerichtet werden. Das Ministerium für Jugend, Familie und Gesundheit hat für das Haushaltsjahr 1971 zur Bekämpfung des Drogenmißbrauchs 1,5 Millionen DM zur Verfügung gestellt und eine Expertenkommission eingesetzt, die eine brauchbare Therapie entwickeln soll.

Gewiß, die Polizei muß moderner und schlagkräftiger werden. Bund, Länder und Gemeinden müssen gegen Händler und Verteiler mit schärferen Maßnahmen als derzeit vorgehen. Aber die ansteigende Rauschgiftwelle, die zu 67% Minderjährige erfaßt, und die insgesamt weiterwuchernde Jugendkriminalität führen vor Augen, daß «Stoff»-Konsum und Verbrechen zuallererst nicht von Staat und Polizei, sondern von Elternhaus und Schule zu bekämpfen sind. Es ist zu bedenken, daß Drogen Abhängigkeiten schaffen, die nicht mit Mitteln des Strafrechts allein abgebaut werden können.

Alle Bemühungen von amtlicher Seite, die Jugend vor dem Griff zur Droge zu bewahren, bleiben Stückwerk, wenn es nicht gelingt, die Eltern für die Materie zu interessieren und zu gewinnen.

Hilfe vom Elternhaus

Was können Eltern tun, um ihre Kinder vor den Gefahren des Rauschgiftgebrauchs zu bewahren? Das Wichtigste ist, daß sie ein Vertrauensverhältnis zu ihren Kindern erhalten oder wiederherstellen. Nicht durch autoritären Druck, nicht durch Drohungen oder mit Gewalt werden sie ihre Kinder bei der heutigen Situation daran hindern können, Bekanntschaft mit Drogen zu machen. Verbote fruchten nicht viel, sondern bewirken eher Widerstand und Aufsässigkeit. Hier hilft nur immer wieder neues Bemühen um Verständnis.

In Fragen des Rauschmittelmißbrauchs werden Eltern ihre Autorität nur dann erhalten oder wiedergewinnen können,

wenn sie mindestens genauso gut oder noch besser unterrichtet sind als ihre Kinder. Sie müssen daher alles tun, um sich umfassend über die Rauschdrogen und den abgestuften Grad ihrer Gefährdung zu informieren. Sie sollten insbesondere alles daran setzen, ihre Kinder vor dem Gebrauch von Rauschgiften, vor dem «Schießen» und «Fixen» zu bewahren.

Auf keinen Fall aber dürfen Eltern und Jugendliche in Panik geraten. Panik ist keine Hilfe. In den meisten Fällen kann noch geholfen werden. Es kommt jedoch darauf an, die Gefahr früh zu erkennen. Sachverständige raten Eltern und Jugendlichen: Suchen Sie ein vertrauensvolles Gespräch mit einem Arzt oder Amtsarzt; diese sind an ihre Schweigepflicht gebunden! Auch Jugendämter, Erziehungsberater und der schulpсихologische Dienst können helfen. Je früher sich Eltern oder Jugendliche sachgemäß informieren und im Zweifelsfall eine Beratung suchen, desto besser. Denn um so größer sind die Chancen einer nachhaltigen Hilfe oder Heilung.

SCHULE — FORTSCHRITT — GÖTZE?

Die folgenden Ausführungen mögen manchen ärgern, vor allem wenn einer sie nicht aufmerksam zu Ende liest. Eine der anerkanntesten Institutionen unserer Zivilisation wird kritisiert, ohne daß dabei ein konkretes Gegenmodell geliefert wird. Kann man aber von Diagnosen, die eine ganze Kultur betreffen, gleich eine Gegenlösung verlangen? Zeigen sich grundlegende geistige Krisen nicht zunächst dadurch, daß Selbstverständliches einfach fragwürdig wird? Könnte darum im folgenden nicht der Versuch zu einer Diagnose liegen, die eine verborgene Krankheit sichtbar macht, und wird nicht wenigstens indirekt der Weg zu einer Lösung angedeutet?

Redaktion

Alle Menschen brauchen Essen und ein Dach über dem Kopf; aber es gibt gewiß weniger universale Notwendigkeiten. Vor nur einem Jahrhundert, zum Beispiel, war ein Taufschein noch eine vorrangige Notwendigkeit für jeden Bewohner der spanischen Kolonien. Heute kann man ohne ihn leben. Die Notwendigkeit für Taufe kam und ging. Uns scheint heute Erziehung eine Notwendigkeit erster Güte. So die Welt überlebt, wird diese Notwendigkeit in Kürze nicht mehr empfunden werden.

Etwa ein Drittel aller Menschen lebt heutzutage in dem Glauben an die Notwendigkeit der Erziehung. Zwar geben sie zu, daß einige Menschen auch ohne sie auskommen können – ebenso wie andere ohne Behausung auskommen, aber sie empfinden Bedauern über den Mangel an beidem.

Alle Macht auf Erden befindet sich in zunehmendem Maße in den Händen der Gebildeten. Sogenannte Bildung dient der herrschenden Minderheit als Rechtfertigung für die Privilegien, die sie beansprucht und auch genießt. Wenn herausgefordert, gebärden sich die Gebildeten wie jener Haushalter, der bei sich selbst sprach: graben kann ich nicht, zu betteln schäme ich mich, und der fortan klüglich handelte und das Papier in seinem Besitz zu seinem Amt machte.

Fern vom Leben

Erziehung bedeutet heute die Umkehrung des lebendigen Lernvorgangs in einer menschlichen Umwelt; einer Umwelt, in der die Mehrheit der Menschen die meiste Zeit Zugang zu den Sachverhalten und Instrumenten hat, die ihrem Leben seine Form verleihen. Erziehung beinhaltet heutzutage etwas, das man sich abseits vom täglichen Leben aneignen kann, indem man sich ein besonderes Erzeugnis einverleibt und abstrakte Scheinkenntnis über das Leben anhäuft.

Still und leise hat unsere Gesellschaft die Erziehung in einen Vorgang umgewandelt, der sogenannte Kenntnis-Kapitalisten gebiert. Ihr Marktwert wird in Hinsicht auf die Anzahl der mit

Wir alle sind aufgerufen und verpflichtet, darauf zu sehen, ob es in der eigenen Familie «stimmt», ob wir selbst nicht durch Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit junge Menschen in eine Scheinwelt treiben, in eine Welt, aus der es oft keine Befreiung und Wiederkehr mehr gibt.

Lassen wir zum Schluß noch einen Studenten zu Wort kommen. Er lebt zur Zeit in einer Anstalt, wo man nach Kräften versucht, ihn von seiner Süchtigkeit zu befreien. Doch ist zu befürchten, daß es für ihn keine Rettung, kein Zurück von der «Reise ins Glück» gibt:

«Aus Langeweile hatte ich angefangen, Hasch zu rauchen. Dann nahm ich Opium. Schließlich spritzte ich synthetische Rauschgifte, weil ich sie in ihrer euphorischen Wirkung noch angenehmer empfand. Zwar haben mir die Trips Spaß gemacht, aber der Preis war doch zu hoch.»

Denn: Der Preis für die Flucht aus der Wirklichkeit ist die Realität einer verpfuschten Zukunft.

Dr. Reinhard Abeln, Stuttgart

öffentlichen Mitteln gekauften Unterrichtsstunden veranschlagt, und Armut wird erklärt wie auch erlassen an dem Versagen des Menschen, solchen Unterricht zu konsumieren. In einer derartigen Gesellschaft sind es die Armen, die in der Erziehung den andern hintennachhinken. Der Reiche, der Kenntnis-Kapitalist, ist in seiner Hölle von Lazarus durch eine große Kluft getrennt. Es ist leichter für ein Kamel, durch ein Nadelöhr hindurchzuschlüpfen, als für einen Menschen, der eine solche Erziehung sein kostbarstes Eigen nennt, sich von neuem ein Weltbild vom Blickwinkel der Armut aus anzueignen.

Geschichtlich erwuchs der Glaube an Erziehung gemeinsam mit der Alchimie. Erziehung ist des Alchimisten Elixier in seiner zeitgenössischen Form. Es ist der Stein der Weisen, dessen bloße Berührung auch die niedersten Elemente zu Gold zu verfeinern vermag. Dies ist der Prozeß, mittels dessen die grauen Substanzen durch eine Kette aufeinanderfolgender Stationen hindurchgezwungen werden, auf daß sie als Gold erschimmern möchten.

Bischof *Amos Comenius* wird mit Recht unter die Begründer der modernen Pädagogik gezählt. Wie viele seiner Zeitgenossen war er in der Alchimie versiert und übertrug das Konzept und die Terminologie der *Ars Magna* auf die Verfeinerung und Aufklärung des Menschen. Er verlieh dem chemischen Vokabular: Prozeß, Fortschritt, Stufe und Erleuchtung eine pädagogische Bedeutung.

Heutzutage hat sich der Glaube an Erziehung als neue Weltreligion etabliert. Die religiöse Natur der Erziehung wird nicht bemerkt, weil der Glaube an Erziehung so ökumenisch ist. Die alchimistische Überzeugung, daß Erziehung den Menschen so umformen und ihn in eine mit Hilfe der Magie des Technokraten vom Menschen geschaffene Welt einpassen kann, hat sich weltweit durchgesetzt, stützt sich auf eine universale Liturgie und wähnt sich heute außerdem als in der ältesten Tradition verwurzelt. Marxisten, Kapitalisten, Führer von armen Ländern und von Supermächten, Priester, Atheisten und Rabbiner – alle sind sich in dieser Überzeugung einig. Es ist ihre grundlegende Glaubenslehre, daß dieser «Erziehung» genannte Prozeß den Wert des Einzelmenschen und der Menschheit zu erhöhen vermag, daß er die Bildung menschlichen Kapitals zur Folge habe und daß er die gesamte Menschheit zu einem besseren Leben hinführen werde.

Die weitherzigsten Menschen unserer Zeit geben ihr Leben hin und auf im Dienst an der Erziehung der Armen. Ohne Frage können sich heute die Erzieher auf die Unterstützung durch die Mächtigen verlassen – ebenso wie einst die spanischen Missionare der Unterstützung durch ihre Krone gewiß

waren. Der Erzieher ist es – schließlich und endlich –, der den Armen ihre Unzulänglichkeit beibringt.

Die Gebildeten bedienen sich überall des gleichen Rituals, andere zu ihrem Glauben zu verführen oder zu zwingen. Neophyten haben Gottesdienste in einem geheiligten Bezirk, dem «Klassenzimmer», zu besuchen; nur Werke, die unter der Aufsicht des Lehrers vollbracht werden, rechtfertigen eine Erziehung. Um den Segen der Gesellschaft zu erringen, müssen sie sich die Bildungspyramide Stufe um Stufe hinaufquälen.

Nichts gegen die Lehrer

Ich habe nichts an unseren Lehrern auszusetzen. Sie gehören zu den weitherzigsten und aufopferndsten aller Menschen. Was rein menschliche Qualitäten anbetrifft, halten sie durchaus dem Vergleich mit jeglicher bisheriger Priesterschaft stand. Sie leisten viel umfangreichere Dienste als irgendein Religionsdiener je vor ihnen. Es gibt nichts, von dem man nicht überzeugt wäre, daß es ein Lehrer lehren könne. Aber das Resultat des Schulzwangs hat nichts mit dem Aufwachen zu tun, in dem ein Lehrer hie und da dem Schüler half. Das Bildungszugnis ist ein Bankbrief über rechtmäßige Vermittlung von Kenntnis-Kapital. Sein Wert unterliegt inflationären Tendenzen wie alle anderen Wertpapiere.

Das Ritual der Schulbildung beinhaltet einen machtvollen verborgenen Lehrplan. Dieser verborgene Lehrplan ist von den Absichten des Lehrers unabhängig; auch mit dem vermittelten Lehrstoff hat er nichts zu tun: sei es nun Kommunismus, Lesen, Aufklärungsunterricht, Geschichte oder Rhetorik.

Als erstes lernt jedes Kind von diesem verborgenen Lehrplan der Schulbildung das uralte Dogma jeder durch die Inquisition verdorbenen Kirche: «Extra scholam nulla est salus» – außerhalb *dieses* Rituals gibt es keine Rechtfertigung vor der Gemeinschaft. Durch seine bloße Anwesenheit in der Schule verschreibt sich der Schüler der Wertvorstellung des Lernens von einem Lehrer und des Lernens *über* die Welt. Das bedeutet, daß er es verlernt, *vom* täglichen Leben zu lernen. In der Schule bringt man dem Kind bei, zwischen der wirklichen Welt, in die es eines Tages eintreten wird, und einer sakrosankten Welt, in der es momentan lernt, zu unterscheiden. Anhand der fortschreitenden Beförderung in der Schule erfährt das Kind den Wert des unaufhörlichen Konsums. Durch die Schule lernt es, daß sein eigenes Erwachsenwerden nur deshalb gesellschaftlichen Wert hat, weil es das Ergebnis seines Konsums eines «Erziehung» genannten Artikels ist.

Seit Generationen bemühen wir uns, mittels derartiger, ständig anschwellender Schulbildung die Welt zu verbessern. Allerdings bisher ohne Erfolg. Wir haben stattdessen erfahren müssen, daß es nicht zu größerer Gleichheit und Gerechtigkeit führt, wenn man alle Kinder dazu zwingt, die nach oben hin offene Erziehungspyramide hinaufzuklettern, sondern daß man damit gerade diejenigen bevorzugt, die rechtzeitig, gesunder oder besser vorbereitet mit dem Klettern beginnen. Wir haben erfahren müssen, daß es die obligatorische Unterweisung ist, die in den meisten Menschen jeglichen Drang nach selbständigem Lernen absterben läßt; und letztlich haben wir gelernt, daß Wissen, als abgepackte Ware verbreitet und als Privatbesitz verstanden, sobald es einmal erworben worden ist, notwendigerweise eine Mangelware bleiben muß.

Mythos der Gleichheit und Klassensystem

Auf einmal verliert die Schule ihre politische, wirtschaftliche und pädagogische Legitimität. Plötzlich wird sie als das Ritual entlarvt, das notwendig ist, um die Widersprüchlichkeiten unserer Konsumgesellschaft erträglich zu machen. Sie beinhaltet den Sozialisierungsprozeß in den Konformismus gegenüber den Forderungen der verbrauchsorientierten Gesell-

schaft. Die Schule trägt den egalitären Mythos der Gesellschaft; dennoch schafft sie gleichzeitig ein weltweites Klassensystem, in dem jedem, der das Pech hatte, auf einer niedrigeren Stufe hängen-zubleiben, wenigstens eines beigebracht wird: die Achtung vor all denen, die sich mehr Bildungsschätze anhäufen konnten.

Der Zusammenbruch der Schule läßt uns hoffen. Er bedeutet jedoch nicht, daß die Kritiker der Schule den alchimistischen Wunschtraum aufgegeben hätten. Anhand der Kirchengeschichte ist uns bekannt, daß die Reform der Liturgie allein keine theologische Erneuerung nach sich zieht. Der Zusammenbruch der Schule könnte zur Suche nach neuen erzieherischen Instrumenten führen. Ich wette darauf, daß die Schulpflicht in kurzer Zeit abgeschafft werden wird, wie auch schon andere Anwesenheitspflichten bei ritualistischen Zusammenkünften vor ihr. Diese Abschaffung könnte jedoch die Apotheose einer Erziehung für den Fortschritt heraufbeschwören, in der der letzte Zustand schlimmer und unerträglicher ist als der erste. Sie könnte zu einem enormen Bemühen führen, außerhalb der Schulstruktur das zu erreichen, was innerhalb mißlang, nämlich wirksamere und universellere Wege, das «Lernen fürs Leben» zu verpacken und es mittels anderer Systeme als der Schule auf den Markt zu bringen. Das Nettoergebnis wäre jedoch das gleiche: der Gedanke, daß Menschen durch die Aneignung von Information *über* die Wirklichkeit, bevor sie ihr *gegenüberstehen*, «erzogen» werden müssen. Dies bedeutet den Versuch, die ganze Welt in ein globales Schulhaus zu verwandeln. Es könnte eine von der Partei allwissender Lehrer regierte Welt heraufbeschwören. Die Verschiebung der Erziehung von der Schule auf andere Institutionen der Verbrauchergesellschaft wird unweigerlich zu mehr Unterricht über eine zunehmend entfremdete Welt führen – es sei denn, die Abschaffung der Schule bringt eine Gesellschaft hervor, in der Erziehung ersetzt wird durch eine Situation, in der die Menschen uneingeschränkter Zugang zu einem echten Lernprozeß haben.

Zurzeit beschränkt sich die Kompetenz des Lehrers noch auf das Klassenzimmer. Es ist ihm nicht gestattet, die Gesamtheit der menschlichen Lebensbereiche als seine Domäne zu beanspruchen. Der Zerfall der Schule wird diese Beschränkung aufheben und den Anschein der Legitimität zur lebenslangen pädagogischen Invasion von jedermanns Privatleben hervorrufen. Ein Raffen nach «Wissen» auf einem freien Markt wird uns eine vulgäre, obschon anscheinend egalitäre Meritokratie bescheren. Die Abschaffung der Schule wird zu der Verbindung eines ständig wachsenden meritokratischen Systems führen, das die Trennung des Lernvorgangs von der Beglaubigung beschleunigt, mit einer Gesellschaft, die sich vorgenommen hat, die gesamte Menschheit einer pädagogischen Therapie zu unterziehen, bis sie reif ist für das goldene Zeitalter. Das daraus resultierende globale Schulhaus wäre nur dem Namen nach von einem globalen Irrenhaus oder einem globalen Gefängnis zu unterscheiden. *Solowiev* sagte schon vor achtzig Jahren voraus, daß der Antichrist ein Lehrer sein würde.

Wir vergessen nur allzu oft, daß das Wort «Erziehung» jüngerer Datums ist. Vor der Reformation war es unbekannt. «L'éducation» erscheint erstmals im Französischen, in einem Dokument aus dem Jahre 1498. Im gleichen Jahr ließ sich Erasmus in Oxford nieder, wurde Savonarola in Florenz auf dem Scheiterhaufen verbrannt, und Dürer schuf seine Apokalypse. Im Englischen tauchte das Wort «education» zum erstenmal 1530 auf. In diesem Jahr ließ sich Heinrich VIII. scheiden, und die Lutherische Kirche trennte sich im Augsburger Konzil von Rom. Im spanischen Sprachraum dauerte es noch ein weiteres Jahrhundert, bevor der Begriff und das Wort «educación» eindrang. 1632 bezeichnete *Lope de Vega* «Erziehung» noch als eine Novität. Wie Sie sich erinnern werden, feierte die Universität von San Marcos hier in Lima in jenem Jahr ihr sechzigstes Jubiläum. In Cuernavaca haben wir leider nicht die Bücher, um der Geschichte des Wortes und des Konzepts «Erziehung» nachzuspüren. –

Zentren zum Zweck des Lernens existierten, bevor «Erziehung» im allgemeinen Wortschatz des Westens einen Ausdruck fand. Man las die Klassiker, studierte das Gesetz – aber für das tägliche Leben wurde man nicht erzogen.

Die Kirche und der Götze des Fortschritts

Als Christen müssen wir die Verantwortung unserer Kirchen für die Förderungen aller Arten von Kapitalismus mittragen helfen, besonders jedoch für die Förderung des eben beschriebenen Kenntnis-Kapitalismus. Die Religion einer obligatorischen Universalerziehung erweist sich als Verunstaltung der Reformation. Es ist unsere Aufgabe, diesen Sachverhalt zu verstehen und auf ihn aufmerksam zu machen.

Gutenberg schuf die Voraussetzungen für eine Technologie zur allgemeinen Verbreitung von Büchern. Und uns ist es gelungen, eine gewaltige Kirche von Lehrern zu schaffen, die sich zwischen die Menschen und ihre Bücher stellt. Luther schuf den Zugang zur deutschen Bibel, aber er erfand ebenfalls die Methode des programmierten Massenunterrichts: den Frage- und Antwort-Kurs des Katechismus. Die katholische Kirche brachte ihre eigene Gegenrevolution hervor, indem sie ihre Lehre im tridentinischen Katechismus einfro. Die Jesuiten säkularisierten den Gedanken und schufen die Ratio studiorum ihrer Kollegien. Paradoxierte sich diese Ratio zu einem Lehrplan, an dem sich die führenden Aufklärer formten. Und heutzutage schließlich produzieren alle Nationalstaaten ihre Eliten, für die das Himmelreich auf Erden reserviert ist, durch den Konsum von Erziehung, während der gleiche Zwangskonsum – nur in kleineren Dosen – dazu dient, die Armen über ihre Minderwertigkeit aufzuklären.

Um meine Ausführungen zusammenzufassen: Die großen Reformatoren versuchten, das Mysterium der Offenbarung Gottes über das kommende Reich neu zu verkünden. Heute machen die Erzieher die Verwirklichung des Himmelreichs auf Erden abhängig von der Hinnahme ihrer Aufklärung über die Welt. Der Mythos der Universalerziehung, das Ritual obligatorischer Schulbildung und das Gebäude der verketteten technokratischen Machtbereiche stärken sich gegenseitig den Rücken. Wenn dies erst einmal erkannt worden ist, wird jedes weitere Kompliment der christlichen Kirchen in der Verherrlichung des Fortschritts-Götzen untragbar sein.

Am Scheideweg

Jede organisierte christliche Gemeinschaft steht nun vor der Wahl eines von drei möglichen Programmen: sie können weiterhin an den Schulen festhalten; sie können die Schulen abschaffen und dennoch an der Pseudoreligion der Erziehung festhalten, und sie können sich ebenfalls dazu entschließen, radikal hellsichtig zu sein.

1. Wenn die Kirche an der Institution der Schule festhält, werden ihre Politiker sich darum kümmern, sie zu vermehren, zu verbessern und mehr Einrichtungen zum Wohle der Ungeschulten zu schaffen, wie zum Beispiel Aushilfs-erziehung, Rundfunkunterricht, praktische Ausbildung und weiteres mehr. Der Weitblickende, der sich innerhalb der Kirche befindet, die einen derartigen Kurs einschlägt, sollte sich vor allem die anwachsenden Frustrationen ihrer auf erzieherischem Gebiet Tätigen zu Herzen nehmen.

2. Eine Kirche kann sich ebenfalls zum Zusammenbruch der Schule bekennen und dennoch dem Mythos der allgemeinen Erziehung verhaftet bleiben. Eine Kirche dieser Art wird sich für die Abschaffung der Schule einsetzen, für eine gerechtere Verteilung der erzieherischen Mittel, für den Schutz der Ungeschulten vor der Benachteiligung auf dem Arbeitsmarkt und in der Gesellschaft. Wir benötigen alle diese Garantien. Eine Kirche, die sich dafür einsetzt, würde selbstverständlich von den anderen fortschrittlichen Bewegungen begrüßt.

Eine Kirche, die sich für eine derartige Wahl entscheidet und damit den Zusammenbruch der Schule zwar als unausweichlich ansieht, jedoch den pseudoreligiösen Charakter der «Erziehung» übersieht, wird zwangsläufig zum Komplizen einer zukünftigen Konsumgesellschaft werden. Die Ent-Schulung der Erziehungsmittel allein beinhaltet nur eine andere – rationellere – Art und Weise der Verpackung und Verbreitung von Lernstoff über die Welt: neue Verpackungsarten für die Anhäufung von Informationen über das Leben, das in einer von Spezialisten ersonnenen und manipulierten Welt abläuft; neue Wege, dem Menschen den ungreifbaren Besitz aufzudrängen, den er für die Bewältigung der konsumgesellschaftlichen Anforderungen benötigt.

3. Es gibt eine dritte Wahl. Wir können die Schrift lesen, zur Tradition der Kirche zurückkehren und ein kommendes Reich verkünden, ein Reich nicht von dieser Welt; ein Reich, um dessen Mysterium wir, die die Gnade haben, wissen. Diese Wahl muß jeder einzelne treffen, wenn er Jesus Christus folgen will.

Im Namen Gottes müssen wir die Fortschrittsverherrlichung und die tödliche Verseuchung einer eskalierenden Produktion bloßstellen. Wir müssen die Pseudo-Theologie der Erziehung als Vorbereitung für ein frustrierendes Konsumdasein entlarven. Wir müssen die Menschen daran erinnern, daß Gott eine gute Welt schuf und uns die Kraft gegeben hat, sie ohne die dauernde Notwendigkeit eines Vermittlers zu kennen und zu hüten. Wir sollten nicht vergessen, daß wir wirklich erfahren haben, wie ein Mensch in dem Maße erwachsen wird und lernt, wie er in einer bedeutungsvollen Umwelt mit anderen in enger und immer wieder überraschender persönlicher Beziehung steht, während er sich zurückzieht und verkümmert, sobald er unpersönlichen Diensthandlungen ausgesetzt ist. Folglich müssen wir uns weigern, in welchem Unterfangen auch immer, mitzuhelfen, eine künstliche Umwelt zu schaffen, in der die Existenz aller davon abhängen würde, Kunden einer Dienstleistungsorganisation gewesen zu sein.

Mut zur Beschränkung

Es gehört Mut dazu, die Augen nicht vor den Bedingungen für eine reine, durchsichtige Welt zu verschließen; zu bekennen, zu welchem Preis Technologie zum direkten Dienst an den Mehrheiten dieser Welt eingesetzt werden könnte, indem jeder Mensch lernte, sich zu behausen, sich fortzubewegen und zu heilen, anstatt die Technologie im Dienste des Technokraten zu belassen, der sich etwas darauf einbildet, immer weniger Menschen mit immer kostspieligeren Heilmitteln, Erziehungen oder Artikeln wie «Wohnungen» oder «Verkehrsmitteln» zu versorgen.

Eine Welt, die sich von dem Pomp einer den Mond erstürmenden Fortschritts-Technokratie distanziert, ist gleichzeitig eine Welt der radikalen Konsumbegrenzung für alle – von einer überwältigenden Mehrheit beschlossen und letztlich zum Wohle aller. Es ist sinnlos, ein Minimal-Einkommen festzusetzen, ohne sich der Notwendigkeit eines Höchsteinkommens zu stellen. Einer, der nicht weiß, was genug ist, wird niemals genug haben. Es ist ebenfalls sinnlos, Minima in der Medizin, im Zugang zu Instrumenten, Werkzeugen und Verkehrsmitteln zu befürworten, wenn man nicht gleichzeitig die notwendigen Maxima in Hinsicht auf Behandlung, Größenordnung der Werkzeuge und Geschwindigkeit der Verkehrsmittel festlegt.

Eine derartige antitechnokratische Übereinstimmung läßt sich leicht auf die Notwendigkeit freiwilliger Armut der freiwillig Armen übertragen, so wie sie vom Herrn verkündet wurde. Selbstgewählte Armut, Ohnmacht und Gewaltlosigkeit sind das Herz der christlichen Botschaft. Gerade weil sie so innig sind, gehören sie zu den christlichen Grundgedanken, die am leichtesten verlacht, verfälscht und vernachlässigt werden. Es

gehört Mut dazu, Verzicht zu der vorrangigsten Bedingung für das Überleben der Menschheit zu erklären. Wenn einer das ursprüngliche Evangelium lehrt und die Segnung der Armen verkündet, dann lachen die Reichen ihn aus, und die Möchtegern-Reichen verspotten ihn, daß er predigt, was er nicht tut. Aber wie nie zuvor ist heute die christliche Botschaft gleichzeitig das vernünftigste Programm in einer Welt ständig weiter klaffender Abgründe zwischen den Reichen und den Möchtegern-Reichen.

In der Befreiung der Welt von den Götzen des Fortschritts, der Entwicklung, der Rationalisierung, des Bruttosozialprodukts und der Bruttosozialerziehung trägt die Dritte Welt eine entscheidende Verantwortung. Ihre Menschenmassen sind noch nicht mit Haut und Haar dem Konsum verfallen – insbesondere dem Dienstleistungskonsum. Die meisten heilen, hausen, lehren sich noch untereinander; und stünden ihnen bessere und einfache Instrumente zur Verfügung, würden sie sich noch besser behelfen können. Die Dritte Welt könnte dem Rest der Welt auf der Suche nach einer gleichzeitig zeitgemäßen wie humanen Umwelt vorangehen.

Tatsächlich stehen sich zwei Welten gegenüber: das russische Babylon und das US-amerikanische Ägypten. Beide sind gefangen in der Anbetung gemeinsamer Idole – wenn sie auch unter verschiedenen Namen angebetet werden. Selbst innerhalb der Großreiche beginnt sich das Ödland der Slums aus-

zubreiten. Ägypten und Babylon sind unfähig, sich selbst von ihren Ideologien zu befreien. Nur das Volk, das einen namenlosen und lebendigen Gott in der Wüste anbetet, kann sie von der Tyrannei ihrer Götzen erlösen; jene, die die Fleischtöpfe Ägyptens von sich wiesen.

Keinesfalls sind jedoch alle, die die Wüste durchstreifen, Angehörige des Volkes Gottes. Einige tanzen um das Goldene Kalb. Sie etablieren die Brückenposten der Großreiche inmitten der Wildnis. Andere begehren gegen den Propheten Gottes auf, ernennen eigene Führer und kehren zurück in die Sklaverei, die von ihren Vätern verlassen wurde, als sie die Ägypter beraubten. Und wieder andere können den Aufenthalt in der Wüste einfach nicht ertragen. Sie werden dem Volk des Herrn abtrünnig, ziehen nach Osten, und wie die Juden salben sie schließlich ihren eigenen König, um wie die andern Völker der Hörigkeit zu verfallen.

Die Zeit ist gekommen, zu verkünden, was wir erfahren haben. Die Zeit ist gekommen, bekanntzumachen, daß die Befreiung der Reichen und der Möchtegern-Reichen von dem Volk Gottes abhängt; von jenen also, die *Dom Helder* als *Abrahams Minderheiten* bezeichnet und von denen die Christen – leider – eine Ausnahme machen. Befreiung kann sich nur durch jene vollziehen, die die Wüste wählten, weil sie freigelassen wurden.

Ivan Illich, Cuernavaca

ALEXANDER SOLSCHENIZYN

Ein christlicher Prophet Sowjetrußlands

«Du glaubst jetzt doch wohl nicht plötzlich an Gott??!!», fragte Nadja ihren Mann Gleb Nerschin (eine Gestalt, die deutlich die Züge A. Solschenizyns trägt) im Gefängnis, als dieser ihr über den Ort seiner neuerlichen Verschickung schulterzuckend erklärte: «Gott weiß, wohin».¹ Nadjas erstaunte Frage ist typisch, und sie mag stellvertretend für die Frage ungezählter Leser von Solschenizyns Werken stehen: Alexander Solschenizyn, ein Mensch, der völlig der sowjetischen Wirklichkeit zugehört, der unter der bereits fest etablierten Sowjetmacht aufwuchs und – wie Millionen mit ihm – die Schrecken des Stalinschen Regiments am eigenen Leibe erlitt, ist dieser Wirklichkeit doch nicht verfallen, denn er glaubt an Gott!

Unterschwellig spürt man in allen Aussagen Solschenizyns die Überzeugung vom Bestehen einer göttlichen Vorsehung. Alle Menschen, ob sie es wollen oder nicht und wenn sie auch nicht darum wissen, sind in Gottes Hand. Allerdings trägt A. Solschenizyn seinen religiösen Glauben nicht auf der Zunge. Zwar existiert ein von ihm verfaßtes Gebet, und viele seiner Novellen sowie alle seine Romane enthalten direkt oder indirekt einen Bezug auf religiöse Probleme oder auf die Kirche, aber sie wirken – zumindest oberflächlich besehen – nur wie Streiflichter und Episoden am Rande. Was man als spezifisch religiöse Thematik bezeichnet, steht nicht im Vordergrund seiner Werke.

Ein Apologet ohne Apologetik

In der Erzählung «Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch» beschreibt Solschenizyn, wie der Baptist Aljoscha flüsternd und nicht leise in seinem Testament liest, was Solschenizyn zur Bemerkung veranlaßt: «Vielleicht tat er es absichtlich für Schuchow, diese Baptisten machen gern Propaganda.»² Dieser

kleine Nebensatz, vom Autoren sogar in Klammer gesetzt, charakterisiert einen Wesenszug von Solschenizyns Schaffen: er versteht sich nicht als religiösen Propagandisten. Seiner Ansicht nach spricht die Wirklichkeit, die er darstellt, zur Genüge vom Walten Gottes.

Bei einem Gespräch mit Freunden in Moskau bedauerten diese, daß Solschenizyn in seinen Schriften seiner religiösen Überzeugung nicht deutlicheren Ausdruck verleihe. Daraufhin entgegnete Solschenizyn seinen Freunden, der Leser solle seinen Weg selber machen. Wenn er die Werke lese, müsse er seine Schlußfolgerungen ziehen. Das bedeutet, Solschenizyn will seinem Leser die Freiheit wahren. Er nimmt ihm die persönliche Entscheidung nicht ab, sondern führt ihn nur zu einer solchen hin. Aus diesem Grund verzichtet er auch auf eine Apologetik.

Das zentrale Thema in Solschenizyns Schaffen bildet der erniedrigte Mensch, der Gefangene, Geknechtete und von der Gesellschaft Ausgestoßene, sowie daraus hervorgehend der innere, persönliche Kampf um Menschenwürde, Befreiung und Glück, kurz: um Gerechtigkeit im biblischen Sinne dieses Wortes.

Wenn jeder einzelne nach seinem Tod vor der Geschichte Rechenschaft ablegen müsse, wer er war, so meint ein Kranker in der «Krebsstation», werde es nach Puschkin nur drei Möglichkeiten geben:

«In unserem erbärmlichen Jahrhundert
... kann der Mensch nur sein
Tyrann, Verräter oder Gefangener!»³

Solschenizyn jedoch versucht zu zeigen, daß selbst in dieser Situation ein Streben nach Menschenwürde nötig ist. Nicht zufällig zitiert er «Im ersten Kreis der Hölle» das russische Sprichwort: «Im Meer ertrinkt man nicht, wohl aber in der

¹ «Erster Kreis», S. 262.

² «Iwan Denissowitsch» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 307.

³ «Krebsstation» II, S. 196.

Pfütze.» Und Nerschin-Solschenizyn fügt daran an: «Ich möchte versuchen, ins offene Meer hinauszusegeln.»⁴

Man könnte Solschenizyn als einen Moralisten bezeichnen. In diesem Punkt steht er durchaus in der Tradition der russischen wie auch der sowjetischen Literatur. Am Ursprung seines Schaffens steht das eigene Schicksal, das ihn mit einer menschenunwürdigen Existenz in Unfreiheit konfrontierte. Sein persönliches Erleben der Straflager, des Gefängnisses, der Verbannung und der Krankheit fand denn auch in allen seinen größeren Werken (mit Ausnahme seines bisher letzten Romans «August 14») in Form autobiographischer Reminiszenzen einen Niederschlag.

Allerdings ist Solschenizyn keineswegs der einzige, welcher Stalins Gewaltherrschaft und ihre Folgen zum historischen Ausgangspunkt von literarischen Werken nahm. Nach dem XX. Parteitag der KPdSU (mit der Anklagerede N. S. Chruschtschows gegen Stalin) erschienen in der Sowjetunion eine ganze Reihe von Poemen, Erzählungen und Romanen, die sich mit dem Phänomen des Stalinismus auseinandersetzten. Man begann von einem eigenen literarischen Genre zu sprechen, das mit dem Begriff «Anklageliteratur» umschrieben wurde. Und ganz selbstverständlich rechnete man auch Solschenizyns «autobiographische» Schriften zu dieser «Literaturgattung».

Zweifellos ist Solschenizyns Werk eine Anklage, aber es geht ihm dabei nicht primär um die Denunzierung eines bestimmten politischen Systems, des Stalinismus, sondern um eine Anklage gegen das personifizierte Böse, des Un- und Widermenschlichen schlechthin. Er sieht in seinem eigenen Leben ein Beispiel für das von den bösen Mächten vergewaltigte Menschsein. Damit ist auch gesagt, daß sich hier eine metaphysische Dimension offenbart, welche den Rahmen der – oft politisch motivierten – sowjetischen Anklageliteratur bei weitem sprengt. In dieser Hinsicht lägen Parallelen zu Dostojewskij wesentlich näher.

Der unsterblichen, klaren Wahrheit verpflichtet

Es fällt auf, wie sehr sich Solschenizyn um äußerste Objektivität bemüht. Sachlich und nüchtern in der Sprache, urteilt er ohne zu verurteilen. Bei aller Bitterkeit wird kaum je Verbitterung spürbar, und wo ihn heiliger Zorn übermannt, da geschieht es ohne Beimischung von Haß. Hier kommt eben seine Überzeugung zum Tragen, daß jedem Menschen eine ihm eigene Bestimmung zukomme, über die zu rechten müßig sei.

«Der Sturm knickt die Bäume, das Gras biegt sich, hat das Gras deshalb die Bäume verraten? Jeder hat sein eigenes Leben.»⁵

Nicht jeder ist zum Märtyrer geboren, aber auch mit dem Sich-Beugen allein ist es nicht getan. Es gibt verschiedene Formen des Lebens, und Wert oder Unwert desselben lassen sich eigentlich nur vom Lebensende, vom Tod her entscheiden. Solschenizyn vergleicht das Leben mit der d-Moll-Sonate von Beethoven: «Alles schimmert in ihr, das Schlechte und das Gute. Das Traurige und das Fröhliche, wie im Leben. Und – sie hat kein Ende, wie das Leben.»⁶ Die Wahrheit bleibt im Strom des irdischen Lebens verborgen.

«Die Oberfläche einer raschen Strömung läßt keine Spiegelungen erkennen – weder nahe noch entfernte. Auch wenn sie klar ist und frei von Schaum, bleiben doch die widergespiegelten Bilder verzerrt, unklar und unverständlich im ständigen Fluß der kräuselnden Oberfläche und durch den ungestümen Wechsel des Wassers.

Erst wenn der Strom über Flüsse und wieder neue Flüsse zu einer breiten stillen Mündung gelangt, wenn er in einer flachen Bucht verweilt oder in

einem ruhigen, kleinen See, wo keine Welle sich rührt – dann erst gewahren wir in der spiegelnden Glätte ein jedes Blättchen des nahen Baumes, ein jedes Federchen des zarten Gewölks und die volle blaue Tiefe des Himmels.

Dies gilt für dich und gilt für mich. Wenn wir die unsterbliche, klare Wahrheit bis zum heutigen Tag nicht sehen, wenn wir sie auf keine Weise widerzuspiegeln vermögen – liegt es nicht daran, daß wir uns noch irgendwohin bewegen? Daß wir noch leben? ...»⁷

Diese Prosa-Miniatur Solschenizyns enthüllt letztlich seine ganze Lebensauffassung. Es ist die Betrachtungsweise eines christlichen Skeptikers, der im irdischen Leben eine unentwirrbare Mischung von Sein und Schein sieht. Die Wahrheit gehört zum Sein, wird erst offenbar, wenn der Schein fällt. Dies geschieht in der Stunde des Todes. So wird der Tod zur Offenbarung der Wahrheit. «Auch du wirst mal sterben müssen»,⁸ das heißt, jedem Menschen schlägt einmal die Stunde der Wahrheit; das ist die Erkenntnis, welche Solschenizyn in seinem Roman «Krebsstation» vermittelt. Er ist Botschaft und Warnung in einem: Memento mori!

Unser Autor vermittelt hier seine eigene Erfahrung: «Ich erfuhr an mir selbst, daß der Mensch noch bei Lebzeiten die Grenze des Todes überschreiten kann.»⁹ In einem solchen Augenblick sieht der Mensch die Dinge um sich herum «wie aus dem Grab heraus», und dann erhält alles erst seine wahre Bedeutung. Auch dem alten Arzt Oreschtschenkow erschließt sich erst in der Nähe des Todes, in dem Moment, wo sein Inneres zur Ruhe kommt, gereinigt und geklärt wird, der eigentliche Sinn des Daseins.

«In solchen Augenblicken schien ihm der Sinn des Daseins – seiner eigenen langen Vergangenheit und kurzen Zukunft, seiner verstorbenen Frau, seiner jungen Enkelin, der Menschen überhaupt – nicht in dem zu liegen, womit sie sich hauptsächlich beschäftigen, wofür sie sich interessieren und wodurch sie berühmt werden, sondern nur darin, ob es ihnen gelänge, ungetrübt, unerschüttert und unenstellt das Bild der Ewigkeit in sich zu bewahren, das jedem mitgegeben ist, Wie das Bild des Mondes in einem ruhvollen Teich.»¹⁰

Auferstehung von den Toten

Die Frau des Verbannten Nerschin wird von einem Nachbarn mit den Worten getröstet: «Laß dich nicht betrüben! Nimm ein Glas! Behalte den Kopf oben – und du wirst Glück haben! Laß uns trinken – auf die Auferstehung der Toten!»¹¹ – Tatsächlich ist Solschenizyn zurückgekehrt, in verschiedener Hinsicht gleichsam von den Toten auferstanden, befreit vom Gefängnis, vom Straflager, von der Verbannung und seinem schweren Krebsleiden. Und er verstand dieses Ereignis als eine wirkliche Wiedergeburt, als eine zweite Schöpfung, aber auch als eine Forderung: «Beginne ein neues Leben!»¹²

Die Möglichkeit der Rettung ist demnach gegeben, selbst vom Krebs, der für Solschenizyn mehr als nur eine Krankheit, sondern geradezu Symbol des Bösen ist. Kostoglotow (der eigentliche Held der «Krebsstation», welcher in sich ebenfalls Züge Solschenizyns vereinigt) erklärt seinen kranken Leidensgenossen, daß eine Genesung jenseits ärztlicher Heilkunst möglich ist, eine Genesung, die vom Seelenzustand des Patienten abhängt. Der von seinen Sünden geplagte Poddujew sagt hierzu mit hoffnungsloser Stimme:

«Dafür muß man sicher ... ein reines Gewissen haben.»¹³

⁷ «Das Spiegelbild im Wasser» im Sammelband «Im Interesse der Sache», S. 265.

⁸ «Krebsstation» I, S. 298 (eigentlich müßte in diesem Zusammenhang das ganze Kapitel über die Todesnot Poddujews angeführt werden).

⁹ «Krebsstation» I, S. 56.

¹⁰ «Krebsstation» II, S. 187.

¹¹ «Erster Kreis», S. 341.

¹² «Krebsstation» II, S. 262.

¹³ «Krebsstation» I, S. 201.

⁴ «Erster Kreis», S. 655 (vgl. auch ebd. S. 186 und S. 658, wo Solschenizyn das gleiche Sprichwort anführt).

⁵ «Krebsstation» II, S. 197.

⁶ «Erster Kreis», S. 27.

Für den Parteibonzen und Stalinisten Russanow ist dies «idealistisches Geschwätz» und «reinste Pfaffenmoral», doch Kostoglotow erwidert:

«Wen stört die moralische Vollkommenheit denn? Nur moralisch Verkrüppelte!»¹⁴

In einem Punkt gehen allerdings alle mit Russanow einig, wie dieser äußert:

«Dem Bösen muß man widerstehen (...), gegen das Böse muß man kämpfen.»¹⁵

Doch die Einigkeit ist nur verbal, weil Russanow unter dem Bösen nicht das gleiche versteht wie die andern. Solschenizyn macht deutlich, daß wiederum Sein und Schein miteinander in Konflikt geraten, genau so wie im Referat von Russanows Tochter Awieta über die Aufgaben der Literatur. Getreu den Prinzipien des «Sozialistischen Realismus» verkündet sie:

«Etwas Vorhandenes zu beschreiben, ist viel einfacher, als etwas zu beschreiben, was noch nicht vorhanden ist, aber ohne Zweifel einmal vorhanden sein wird. Das, was wir heute mit bloßem Auge sehen, braucht nicht unbedingt die Wahrheit zu sein. Wahrheit ist das, was *sein mußte*, was morgen sein wird. Eben unser wundervolles (Morgen) muß beschrieben werden! ...»¹⁶

Manches in dieser Aussage scheint mit Solschenizyns Auffassung übereinzustimmen. Doch der Schein trügt. Er weigert sich, eine ideologische Zukunftshypothese als angebliche Wahrheit in die Gegenwart hineinzutransponieren. Schon im «Ersten Kreis der Hölle» findet sich eine deutliche Absage an die Vergewaltigung der Wahrheit durch die Parteischriststeller.¹⁷ Die Wahrheit ist für ihn nicht das, was sein mußte oder morgen sein wird, weil die Wahrheit immer gegenwärtig ist – selbst dann, wenn man sie nicht sieht.

Wie wir bereits darlegten, liegt für Solschenizyn die Wahrheit am Grund jeder menschlichen Existenz, ja rechtfertigt sie überhaupt erst. Wahrheit ist überzeitlich, denn sie ist ewig. Sie ist das Bild der Ewigkeit, das Gott in jeden Menschen eingesenkt hat. Darin gründet der Sieg des eigentlichen Lebens über den Tod, die Auferstehung.

Das menschliche Glück hängt davon ab, wie weit es dem einzelnen gelingt, dieses Bild der Ewigkeit ungetrübt, unerschüttert und unentstellt in sich zu bewahren, denn «nicht der Grad des Wohlstandes bestimmt das Glück der Menschen, sondern die Beziehung der Herzen zueinander und unsere Einstellung zum Leben. Eines wie das andere liegt in unserer Macht, und das bedeutet: daß der Mensch immer glücklich sein kann, wenn er nur will, und daß niemand ihn daran hindern kann».¹⁸

«Das russische Wort (Glück) setzt sich zusammen aus den Worten (Teil) und (von), das heißt (Teil von), was bedeuten soll, wem welcher Teil, welcher Anteil am Glück zugefallen ist, wer welchen Teil dem Leben entrissen hat.»¹⁹

Diese etymologische Deutung des Wortes Glück hat in der Interpretation Solschenizyns eine eminent religiöse Bedeutung. Es geht um die Einstellung zum Leben, welcher Teil dem Leben entrissen wurde: Sein oder Schein. (Der Schein vergeht, ist flüchtig und vordergründig, kann also niemals das echte, wahre Glück ausmachen)

Der Mensch ist vor eine Wahl gestellt, und in dieser Wahl liegt seine Verantwortung für sich, für die andern, für den Verlauf der Geschichte überhaupt (wie Solschenizyn gerade im

Roman «August 14» besonders hervorhebt). Es geht hierbei um eine geistige Ordnung, um die «Ordnung der Seele», denn «für den Menschen existiert keine kostbarere Ordnung als die Seele».²⁰ Darum kann sich der Mensch auch nicht hinter dem Alibi verschanzen, bestimmte materielle Verhältnisse zwingen ihm geistige Entscheidungen auf. Er bleibt nach Ansicht Solschenizyns allen bestehenden materiellen Verhältnissen zum Trotz in seinen Gewissensentscheidungen frei und damit auf die eigene Verantwortlichkeit verwiesen.

«Wenn das Leben der Persönlichkeit tatsächlich durch die materielle Umgebung bestimmt wäre, wäre das auch einfacher: schuld ist stets das Milieu, das Milieu muß stets geändert werden. Doch außer dem Milieu gibt es noch eine geistige Tradition, Hunderte von Traditionen! Und es gibt das geistige Leben des einzelnen Menschen, daher auch, wenngleich dem Milieu zum Trotz, die persönliche Verantwortung eines jeden – für das, was er tut, und was die andern in seinem Beisein tun ...»²¹

Und dieses Thema der persönlichen Verantwortung, die in allen Lebenslagen bestehen bleibt, weil es letztlich um die menschliche Verantwortung Gott gegenüber geht, findet sich im Werk Solschenizyns als ein ständig vorhandener Grundton. Die einen scheitern an dieser Verantwortung, und das Versagen lastet schwer auf ihren Gewissen (wie zum Beispiel der Leutnant in «Zwischenfall auf der Station Kretschetowka» oder Poddujew in «Krebsstation»), andere bewältigen diese Verantwortung (wie Matrjona),²² werden aber dabei von ihren Mitmenschen verkannt und unterschätzt. Und doch sind gerade sie jene Gerechten, welche Gottes Strafgericht über die Menschheit aufhalten.

So endet denn auch die Erzählung über Matrjona mit den Worten:

«Wir alle haben neben ihr gelebt und nicht begriffen, daß sie jene Gerechte war, ohne die, wie das Sprichwort sagt, kein Dorf bestehen kann.
Und keine Stadt.
Und nicht unser ganzes Land.»²³

Die Anspielung auf Gen 18, 16 ff. ist nicht zu überhören.

(Schluss folgt)

Robert Holz

(Vorabdruck aus dem Sammelband «Über Solschenizyn», Hrsg. F. P. Ingold und E. Markstein. Hermann Luchterhand Verlag, Neuwied/Berlin, Frühjahr 1972.)

²⁰ «Avgust cetyrnadcatogo», S. 375.

²¹ «Avgust cetyrnadcatogo», S. 504.

²² Eigentlich sind die zentralen Gestalten in Solschenizyns Werk immer positive Figuren, die ihrer Verantwortung gewachsen sind, ob sie nun Iwan Denissowitsch, Nerschin («Erster Kreis»), Kostoglotow («Krebsstation»), Fjodor Michejewitsch («Im Interesse der Sache») oder Worotynzew («August 14») heißen.

Selbstkritik der Kirche in Mexiko

Die bischöfliche Kommission «Soziale Aktion» von Mexiko stellt in einem Dokument über soziale Ungerechtigkeit fest: «Angesichts der stillschweigenden, aber sehr realen Unterdrückung gewisser Klassen und Sektoren in Mexiko, scheint die Kirche die Rolle eines Zuschauers, wenn nicht gar eines Komplizen gespielt zu haben.» Das Dokument, das eine solch klare Sprache spricht, trägt den Titel «Gerechtigkeit in Mexiko». Es kritisiert die Fehler der seit jeher konservativen mexikanischen Kirche und wurde für die Bischofssynode in Rom erarbeitet.

Beobachter halten dieses Dokument über die Gerechtigkeit für die «progressivste» Äußerung der lokalen katholischen Hierarchie und sehen darin ein klares Zeichen für die wachsende

¹⁴ «Krebsstation» I, S. 203.

¹⁵ «Krebsstation» I, S. 162.

¹⁶ «Krebsstation» I, S. 409.

¹⁷ Man vergleiche hierzu die Charakterisierung des Parteischriststellers Galachow: «Der Ruhm war da, doch nicht die Unsterblichkeit»; Galachow fragt sich, weshalb man überhaupt hinter der Unsterblichkeit herjage. «Erster Kreis», S. 421 f.

¹⁸ «Krebsstation» I, S. 383.

¹⁹ «Erster Kreis», S. 43.

Kraft der mexikanischen Bischofskonferenz, zumal diese früher sehr eng mit den Interessen der Landbesitzer und der ökonomisch starken Klassen verbunden war.

Vor ungefähr vier Jahren begann in Mexiko eine gegen die Regierung gerichtete Bewegung, die zu ernsthaften Ausschreitungen und zu Zusammenstößen zwischen Volk und Armee führte, wobei bei einer einzigen Demonstration etwa hundert Personen ums Leben kamen. Diese Bewegung löste eine Reaktion in der Kirche aus. Bischöfe und Priester schlossen sich zu einer Gruppe der Erneuerung zusammen, die vor allem in *Sergio Méndez Arceo*, Bischof von Cuernavaca, einen führenden Kopf hatte. Das Dokument über die «Gerechtigkeit in Mexiko» dürfte eine Frucht dieser Erneuerungsbewegung sein.

Die mexikanische Presse hat aus der kirchlichen Stellungnahme folgende Punkte als besonders interessant hervorgehoben:

- ▷ Die Verflechtung mit ökonomisch starken Gruppen hindert die Kirche daran, ihre prophetische Aufgabe wahrzunehmen.
- ▷ Die Vereinigungen der Arbeiter sind immer schwächer geworden, während jene der Unternehmer ständig an Einfluss zunahmen.
- ▷ Die Landbevölkerung leidet unter einer politischen und ökonomischen Repression, einem inneren Kolonialismus, unter Arbeitslosigkeit, klerikalem Paternalismus und einer weitgehenden Ausbeutung.
- ▷ Die Indianer sind Opfer einer ökonomischen, sozialen, ja sogar religiösen Diskrimination. Von vielen werden sie als Menschen der «untersten Kaste» betrachtet und entsprechend behandelt und ausgebeutet.
- ▷ Die Vereinigten Staaten üben eine solche Vorherrschaft über Mexiko aus, daß dieses als Kolonie oder beherrschtes Volk zu einem Teil ihres eigenen Systems geworden ist.

In bezug auf die Kirche selbst sagt das bischöfliche Dokument, der Mangel an Verantwortung gegenüber den Unterdrückten sei in weiten Kreisen der Kirche sehr groß. «Die Kirche arbeitet zwar bei denen, die von der mexikanischen Gesellschaft an den Rand gedrückt werden, sie teilt aber im allgemeinen nicht die Probleme und Aspirationen dieser Unterdrückten. Dagegen nimmt sie aus Furcht illegale Situationen und ungerechte Aktionen von seiten der Administration hin und zeigt sogar höfliche Gefälligkeit gegenüber den einflußreichen Klassen.»

V.N.

Der Kolonialismus in Südamerika

Eine Stimme aus Nordamerika

Es ist heute kaum zu glauben, daß damals so wenige protestierten, als Sklavenschiffe regelmäßig ihre Menschenfracht in unsere Häfen brachten. Die Entschuldigung war wohl, die Ökonomie der Baumwolle brauche eben solche Sklaven ...

Etwas Ähnliches geschieht heute im Verhalten unseres Landes gegenüber Lateinamerika. Ich bin erschüttert, wie wenig Widerspruch sich bei uns dagegen erhebt. Die Unternehmen unseres Landes verfolgen – ob wir uns dessen bewußt sind oder nicht – mit Unterstützung der Regierung das klare Ziel, Lateinamerika im Status einer Kolonie zu erhalten. Zwar sprechen wir immer noch in romantischen Tönen von der «Alliance for Progress». Wer aber Augen hat und sie benützt, kann sehen, daß die USA – durch ihre Unternehmen und durch ihre Regierung – den lateinamerikanischen Kontinent unbarmherzig ausbeuten ...

Unsere sogenannte Hilfe wird es Lateinamerika nie ermöglichen, uns ebenbürtig zu werden. Dies ist auch gar nicht beabsichtigt. Man will diesen Kontinent als Kolonie innerhalb un-

seres Imperiums erhalten, und zwar als Lieferant von Rohstoffen und als Absatzgebiet unserer Produkte. Obwohl die UNO 1945 die weltweite Beendigung des Kolonialsystems versprach und 1960 zu einem Jahrzehnt der Entwicklung aufrief, haben die Lateinamerikaner den Glauben an all diese Worte verloren. Sie wünschen nicht einmal mehr *Entwicklung*. Sie wollen *Befreiung* ...

Die «Alliance for Progress» vervollständigte die Enttäuschung Lateinamerikas. Als 1961 diese «Alliance» angekündigt wurde, wollte hier in den Vereinigten Staaten der Mann auf der Straße Lateinamerika wirklich helfen, einen neuen Anfang zu machen, um der ökonomischen und vor allem auch der sozialen Unterentwicklung zu entinnen. In verantwortlichen Kreisen muß man aber schon damals gewußt haben, daß die Worte von *Punta del Este* nur Rhetorik waren und daß unsere spärlichen Gaben und unsere vielen Darlehen an der Art der Herrschaft nichts Wesentliches ändern, sondern Lateinamerika nur noch tiefer in die Schulden stürzen würden. Auf alle Fälle war dies das tatsächliche Resultat: Die Gaben haben die Reichen bereichert; die Darlehen werden von den Armen zurückbezahlt, und die Herrschaft ist schlimmer als vorher ...

Als ich letzten Januar in Washington eine Gruppe von lateinamerikanischen Verlegern traf, war ich überrascht, wie sie alle enthusiastisch von einer unserer Zeitschriften, von der man hier selten etwas hört, sprachen. Es handelte sich um die *NACLA Newsletter*, eine Monatszeitschrift des nordamerikanischen Kongresses über Lateinamerika, die in ihren Artikeln die Techniken unserer Unternehmen zur Ausbeutung Lateinamerikas untersucht. Was darin zwar oft auf schreiende, aber immer auf genaue Weise geschrieben wird, sagt selbstverständlich den Lateinamerikanern etwas. Unsere liberale Presse hingegen wagt sich kaum an die Großunternehmen heran, da diese teure Inserate zahlen. Die «NACLA Newsletter» aber bringt diesen Mut auf.

Ein weiterer Aspekt in unserer Unterdrückung Lateinamerikas – nämlich die verderbliche Rolle, die unsere Regierung durch die Unterstützung der wirtschaftlichen Interessen spielt – ist noch bestürzender. Der «Rockefeller Report», auf den sich der Präsident berief, als er 1969 unsere Politik in bezug auf Lateinamerika skizzierte, fordert unverblümt mehr Repression zur Erhaltung des Status quo und mehr Polizei- und Militärhilfe zur Ausradierung der «Subversion». Wenn es aber je eine Zeit gab, in der Lateinamerika das freie Spiel der politischen Meinungen und eine legitime «Subversion» der überholten sozialen, ökonomischen und politischen Ordnung brauchte, dann ist dies heute. Der Beitrag unserer Regierung an die Bedürfnisse des lateinamerikanischen Kontinentes besteht aber darin, den Status quo einzufrieren.

Wenn die Engländer vor zweihundert Jahren eine CIA gehabt hätten, wären die Unruhen in den amerikanischen Kolonien rasch unterdrückt und die Rebellenführer durch Fernmeldeverbindungen zwischen den Garnisonen der «Rotröcke» (britische Soldaten) in den 13 Kolonien ständig verfolgt worden. Man hätte *Thomas Jefferson* und seinen Mitunterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung jede Arbeitsmöglichkeit genommen. Man hätte ihnen Mitteilung durch die Presse verweigert, sie ständig durch die Polizei belästigt und ihre Briefe geöffnet. Genau das bringt nämlich die antisubversive Militärhilfe nach Lateinamerika – und Sie und ich werden dafür gehaßt. Wir trainieren zu Hunderten und zu Tausenden Polizisten, um ein internationales Netz zur Überwachung «unsozialer Elemente» und zur Beschattung von Gruppen zu schaffen, die – sei es auch nur von ferne – die verkommene Ordnung in Frage stellen könnten.

Eugene K. Culhane, USA

(E. K. Culhane war bis 1969 Redaktor an der Jesuiten-Zeitschrift «America». Seither ist er im Auftrag der nordamerikanischen Bischofskonferenz Direktor des Dokumentationsdienstes über Lateinamerika.)

Eingesandte Bücher

- Bellet Maurice*: Christ sein, was heißt das? Rex-Verlag, Luzern/München 1970. 256 S., Leinen.
- Biemer Günter* (Hrsg.): Die Fremdsprache der Predigt. Kommunikationsbarrieren der religiösen Mitteilung. Mit Beiträgen von: Günter Biemer, Josef Kopperschmidt, Elisabeth Plünnecke, Rolf Zerfass, Pius Siller. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1970. 104 S., Paperback.
- Bouillard Henri*: Comprendre ce que l'on croit. Collection: Intelligence de la foi. Éd. Aubier-Montaigne, Paris 1971. 156 S., kart.
- Bucher Theodor*: Pädagogik der Massen – Kommunikationsmittel. Benziger-Verlag, Zürich/Einsiedeln/Köln 1967. 183 S., kart.
- Coudenhove-Kalergi Richard Nikolaus, Graf*: Für die Revolution der Brüderlichkeit. Reihe: Essenz + Evidenz. Verlag Die Waage, Zürich 1968. 35 S., kart.
- Dombrowski Heinz*: Was ist Leben? Reihe: Essenz + Leben. Verlag Die Waage, Zürich 1968. 31 S., kart.
- Ekklesia*. Ortodossia oggi. Gennadios Zervos / Dimitri Stanisloae / Blagota Gardasevic / Marco Ilic / Chrysostomos Konstantinidis. Città nuova editrice, Roma 1970. 89 S., kart.
- Ekklesia*. Eretici del marxismo. Introduzione / Vera Araujo – La rivoluzione cubana / Stefano Vagovic – Mao Tse-tung: Il marxismo-leninismo della fine del XX secolo / Giulio Marchesi – Il caso Garaudy. Città nuova editrice, Roma maggio-giugno 1970. 143 S., brosch.
- Fabréges Jean de*: L'Église esclave ou espoir du monde? Préface du Cardinal Jean Daniélou. Collection: Présence et pensée. Aubier-Montaigne, Paris 1971. 254 S., kart.
- Fischer-Barnicol Hans*: Das Ende der Ökumene. Die Ausflucht vor dem Selbstverständlichen. Reihe: Essenz + Evidenz. Verlag Die Waage, Zürich 1969. 65 S., kart.
- Focke Alfred*: Für und wider die Zeit, oder Die streitende Kirche. Verlag Herold, Wien/München 1971. 210 S., kart.
- Freiburger Rundbrief*. Beiträge zur Förderung der Freundschaft zwischen dem Alten und dem Neuen Gottesvolk im Geiste beider Testamente. Jahrgang XXII 1970. Nummer 81/84. Arbeitskreis für christlich-jüdische Begegnung, Freiburg i.Br. 1970. 164 S., brosch.
- Frieling Reinhard*: Ökumene in Deutschland. Ein Handbuch der interkonfessionellen Zusammenarbeit in der Bundesrepublik. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970. 236 S., kart.
- Gager Friedrich E., Freiherr von*: Liebe soll gelingen – aber wie? Vom Wunschbild zur Wirklichkeit. Reihe: Eheseminar in dieser Zeit. Rex-Verlag, München 1970. 133 S., Leinen.
- Ganswinkel Albert van*: Katholische Sexualethik im Wandel. Reihe: Kritische Texte, Bd. 6. Benziger-Verlag, Zürich/Einsiedeln/Köln 1971. 51 S., kart.
- Grabner-Haider Anton*: Sprachentwertung in den Kirchen. Reihe: Kritische Texte, Bd. 7. Benziger-Verlag, Zürich/Einsiedeln/Köln 1971. 48 S., kart.
- Gruber Elmar*: Von den Toten auferweckt. Überlegungen zu den biblischen Oster-Erzählungen. Reihe: Wort und Erfahrung, Bd. 3. Don Bosco Verlag, München 1971. 82 S., kart.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Mario von Galli, Ladislaus Boros, Jakob Dabid, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 62 90 (Orientierung), Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 (Orientierung) – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, (Orientierung) C.E. Suisse No 020/081.7360. – Italien: Postscheckkonto: Roma 1/28545 (Orientierung) Zürich

Abonnementspreise: Ganzes Jahr: Fr. 19. – / Ausland: sFr. 22. – / DM 19. – / öS 125. – / FF 28. – bfrs 250. – / Lire 3000. – / dän. Kr. 35. – US \$ 5.50.

Halbjahresabonnement: Fr. 11. – / Ausland: sFr. 12.50 / DM 11. – / öS 70. –

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 12. – / Ausland: sFr. 13.50 / DM 12. – / öS 73. – / Lire 1800. –

Gönnerabonnement: sFr. 25. –

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / öS 9. –

Gruber Elmar: Von den Toten auferweckt. Überlegungen zu den biblischen Oster-Erzählungen. Reihe: Wort und Erfahrung, Bd. 3. Don Bosco Verlag, München 1971. 82 S., kart.

Häring Hermann | Nolte Josef (Hrsg.): Diskussion um Hans Küng «Die Kirche». Reihe: Ökumenische Forschungen. Ergänzende Abteilung: Kleine Ökumenische Schriften, Nr. 5. Verlag Herder, Freiburg/Basel/Wien 1971. 312 S., brosch.

Hasenbühl Gottbold: Füreinander dasein. Brennpunkte moderner Glaubensproblematik. Verlag Herder, Freiburg i.Br./Basel/Wien 1971. 201 S., kart.

Hinker Wolfgang | Speidel Kurt: Wenn die Bibel recht hätte ... Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1970. 196 S., Leinen.

Kablefeld Heinrich | Knoch Otto (Hrsg.): Die Episteln und Evangelien der Sonn- und Festtage. Auslegung und Verkündigung. 5. Faszikel, Evangelien V. 1. Advent bis Ostern. Lesejahr C. – 6. Faszikel, Episteln I. 1. Advent bis Sonntag nach Erscheinung. Lesejahr C. – 7. Faszikel, Episteln II. Aschermittwoch bis Ostersonntag. Lesejahr C. – 8. Faszikel, Episteln III. 2. Ostersonntag bis Pfingsten, Lesejahr C. – 9. Faszikel, Evangelien VI. 2. Sonntag nach Ostern bis 17. Sonntag im Jahreskreis. Lesejahr C. Verlag Josef Knecht, Frankfurt a.M. und Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1970/71, kart.

Ökumenische Studienreise durch die DDR

Montag, 10. April 1972, bis Freitag, 21. April 1972 (Abfahrt ab Zürich voraussichtlich Sonntagnachmittag, 9. April).

Reiseroute: Dresden – Freiberg (Silbermannorgel) – Meißen – Bad Schandau – Bautzen – Herrenhut – Görlitz – Schwarze Pumpe und Hoyerswerda – Cottbus (mit Industriegebiet) – Spreewald – Berlin.

Neben kulturgeschichtlich bedeutsamen Dingen wird Einblick in die heutige DDR gegeben und bestehen Kontaktmöglichkeiten mit Kirchen und einzelnen Christen.

Teilnehmerzahl beschränkt. Anmeldung bis spätestens Ende Dezember an den schweizerischen Leiter: **Pfr. M. Thurneysen, Roswiesenstrasse 140, 8051 Zürich, Tel. (01) 41 17 88.**

Oskar Schroeder

Aufbruch und Missverständnis

Zur Geschichte der reformkatholischen Bewegung
562 Seiten, Leinen S 265.—, sFr. 48.75, DM 42.—

«Mancher Leser stellt fest, daß er selbst so viele der Auffassungen und Neuerungen heute vertreten darf, die damals das Eingreifen kirchenamtlicher Stellen unvermeidlich machten, zu Lehrverbot, Suspension und Exkommunikation führten.»

Kölnische Rundschau

Styria Verlag  **Graz - Wien - Köln**